

FRANK SCHÄFER

REBELLION

Textem Verlag

Kleiner Stimmungs-Atlas in Einzelbänden
Hg. Gustav Mechlenburg, Nora Sdun
Gestaltung: Christoph Steinegger/Interkool
Alle Abbildungen: Archiv Frank Schäfer
Korrektur und Lektorat: Textem

Bd. 26 – R: Rebellion
Frank Schäfer

© Textem Verlag, Hamburg 2020
Druck: Kerschoffset d.o.o.
ISBN 978-3-86485-138-4
www.textem-verlag.de

Martha Pulvermacher Stiftung

INHALT

Das Wesen des Rebellen. Eine Art Vorwort	9
Eine kleine Welt gründen. Occupy	13
Dörfliche Widerstandsnester	19
Die Öko-Guerilla. Edward Abbeyes <i>Die Monkey Wrench Gang</i>	23
Hinter schwarzen Fensterläden. E. L. Doctorows <i>Homer & Langley</i>	27
Der Geruch von verbranntem Fleisch. Jerome D. Salinger	31
Das Leben auf Hochglanz bringen. Nerds	35
Eine unerträgliche Ironie des Schicksals. John Kennedy Tooles <i>Die Verschwörung der Idioten</i>	41
Unser aller Bruder. Herman Melvilles <i>Bartleby</i>	45
Schwarzer Affe, weiße Frau. Merian C. Coopers <i>King Kong</i>	51

Der Kampf hat einen Sinn. Joyce Carol Oates' 55 <i>Über Boxen</i>	Eine schmale Linie. Lemmy 113
Das aufrührerische Scheusal. Robert Louis 59 Stevensons <i>Der befremdliche Fall von Dr. Jekyll und Mr. Hyde</i>	Keine hektischen Nächte mehr. 117 Jack Kerouacs <i>On the Road</i>
Der Kampf geht weiter. Anthony Burgess' 63 <i>A Clockwork Orange</i>	Was kann ein armer Junge schon tun. 123 The Rolling Stones
»They are us«. Zombies 67	Turn on, tune in, drop out. Timothy Leary 131 und Acid
Eine gute Zeit, um jung zu sein. Jugend 73	Die Revolution hieß Louise. Jörg Fauser 135
Weil wir die Schnauze voll haben. 79 Marlon Brando, <i>The Wild One</i>	To you and me, he's a renegade. Thin Lizzy 141
Der geschworene Feind der Ordnung. 83 Halbstarke	Das hätte ich fast vergessen. Beleidigungen 145
Ich hab Migräne, weil ich mich sehne. 91 Beischlafverweigerung im Schlager	Menschen, die wirkliche Enden kennen. 151 Lily Bretts <i>Lola Bensky</i>
Rebellische Körper. Tanzen 95	Pack schlägt sich. Literaturskandale 155
Das Klischee vom Außenseiter. Der 103 Blechtrommler Oskar Matzerath	Schreiben ist keine Arbeit. Schriftstellerberuf 163
Das ewige Kind. James Matthew Barries 107 <i>Peter Pan</i>	Nachwort 169 Quellen und Literatur 171

DAS WESEN DES REBELLEN. EINE ART VORWORT

Der Rebell ist noch längst kein Revolutionär.

Der Rebell hat immer einen Grund. Sogar der »rebel without a cause«. Aber nicht immer ein Kalkül.

Der Rebell trägt nichts von der Stange. Er braucht eine Größe, die nicht vorrätig ist, die eigens für ihn angefertigt werden muss. Am Anfang war die Rebellion. Prometheus stiehlt das Feuer von den Göttern, damit seine Geschöpfe es warm haben und sich eine Suppe kochen können. Adam und Eva essen vom Baum der Erkenntnis und lernen, wie man Eintopf kocht. Der Mensch wird erst vollgültiger Suppenkaspar infolge einer Rebellion.

Rebellion ist die Voraussetzung für Freiheit, Freiheit ist die Voraussetzung für Rebellion.

Wenn die Gesetze, unter denen man leben muss, dem widersprechen, wie man leben will, kommt es zum Akt der Rebellion. Es herrscht also immer eine Divergenz zwischen zwei Rechtsauffassungen, dem aktuellen, irdischen, institutionellen etc. Recht und einem höheren Ideal.

Natürlich besteht auch immer die Möglichkeit, dass der Rebell grandios danebenliegt. Das Risiko geht er ein.

Der Rebell ist eine Gefahr für die Gesellschaft. Jedenfalls glaubt das die Gesellschaft. Aber die glaubt ja ohnehin eine ganze Menge, wenn der Tag lang

ist. Der Rebell ist ein armes, einsames Schwein. Man möchte ihm gleich ein Eis kaufen.

Am Anfang jeder Rebellion steht der Akt des Ungehorsams. Zivil oder nicht. Geht beides. Rebellen sind eitle Fatzkes. Sie halten sich tatsächlich für was Besseres, jedenfalls für bedeutend genug, die anderen bekehren zu wollen. Ein Rebell handelt ohne Rücksicht auf Verluste: der Karriere, der eigenen Unversehrtheit, der Familie, der Freunde etc. Eine gewisse Hartherzigkeit kann man ihm nicht absprechen. Spartaner im Geiste.

Man muss nicht immer etwas Besonderes tun, um rebellisch zu sein. Manchmal reicht es auch, einfach nichts zu tun.

Der Ehrgeiz des Rebellen. Mitunter ist der wirklich maßlos. Ein leerer Bauch rebelliert nicht gern. Man muss seine Suppe gelöffelt haben, um die Institutionen herausfordern zu können.

Der Rebell möchte aussehen wie ein Rebell.

Man traut ihm nicht so recht. Ist er am Ende gar kein Rebell, sondern nur ein Rebellendarsteller? Mal nachfragen.

Der Rebell braucht ein »radikales Milieu«, in dem er Mitstreiter finden, seine Argumente und Waffen schärfen – und auch Unterschlupf suchen kann.

Der Rebell ist immer auch Projektionsfläche kollektiver Sehnsüchte. Idol. Larger than life.

Rebellion braucht Zeit. Man muss sich den Spaß halt leisten können.

Der Rebell hat ein ziemliches Problem mit dem Altern. Aber wer hat das nicht?

Der Rebell braucht eine attraktive Utopie, um nicht als ohnmächtiger Außenseiter zu enden. Wo immer eine Rebellion stattfindet, da gibt es auch ein Problem. Langeweile ist auch eins.

EINE KLEINE WELT GRÜNDEN. OCCUPY



Occupy Hamburg
Foto: Frank Schwichtenberg

Und dann wurden sie doch geräumt – die Occupy-Camps in Manhattan, Berlin, Frankfurt, Düsseldorf ... Zeulenroda. Die Ordnungsämter hatten nicht zuletzt an den hygienischen Bedingungen so einiges auszusetzen. Woodstock revisited gewissermaßen. Vor der Rückkehr ins normalschnöde Alltagsleben versicherten sich die Aktivisten aber noch einmal gegenseitig, Geschichte geschrieben zu haben. Sogar ein nüchterner Kopf wie Mark Greif, Herausgeber des Popintellektuellen-Mags *n+1*, gerät nachträglich ins Schwärmen, wenn er die Tage im Zuccotti Park Revue passieren lässt. Eine »Neuerfindung der alten Idee von einer echten, direkten, unmittelbar gelebten Demokratie« sei das gewesen. Der »Raum« habe dabei eine wesentliche Rolle gespielt, der Entschluss, »zusammen an einem einzigen Ort zu bleiben, einen einzigen Platz dauerhaft zu besetzen, dort einfach eine kleine Welt zu gründen«.

Das ist eben der Unterschied. Anders als bei den üblichen Demoformaten – Mahnwachen, Lichterketten, Wanderdemos und neuerdings Flash- und Smartmobs oder Clicktivism – haben die Occupisten nicht nur konkrete politische Ziele formuliert, sondern die Utopie für eine gewisse Zeit in die Tat umgesetzt. Also wirklich vorgelebt, wie man sich

eine ideale, das heißt politisch unmittelbar aktive, solidarische Gesellschaft Gleichberechtigter vorstellen soll. Die Prinzipien, nach denen sich die Camps strukturierten, waren so simpel wie komplex: nämlich basisdemokratisch und konsensual. Alle organisatorischen, strategischen und ideologischen Entscheidungen wurden in öffentlichen Vollversammlungen, den sogenannten »Asambleas«, getroffen. Sofern sie sich treffen ließen. Denn man begnügte sich eben nicht mit einem Mehrheitsentscheid, ein Beschluss verlangte Einstimmigkeit. Dass sich selbst eine solche Mikrogesellschaft auf diese Weise nur sehr schwer organisieren lässt und die Versammlungen von einigen bald als »Asam-bla-blas« diskreditiert wurden, lässt sich denken. Andererseits generierte der kalkulierte Verzicht auf repräsentationsdemokratische Formate eine Stimmung der Solidarität und gegenseitigen Wertschätzung, die immer wieder von den Beteiligten als prägende und unschätzbare Erfahrung wahrgenommen wurde. Noch einmal: Das Woodstock-Gefühl!

Der Umstand, dass den Campern die ganze Welt zuschaute, hatte sicherlich auch etwas damit zu tun. Schon den Hippies half der medial zurechtgezimmerte Auserwähltheitsnimbus über diverse, nicht nur hygienische, Unannehmlichkeiten hinweg. So auch hier. Die Camps wurden mit der Zeit zu Zufluchtsorten für die gesellschaftlich Gescheiterten, Abgehängten, Randständigen, Drogensüchtigen. Den hehren Ansprüchen einer sozialen

Gemeinschaft stellte man sich, allerdings um den Preis, dass die Camps zu »Sozialstationen« mutierten. Man drehte sich immer mehr um sich selbst. Die eigene Organisation fraß alle Energie, die dann für die politische Arbeit fehlte. Andererseits konnte man natürlich diese paradigmatische Existenz unter dem öffentlichen Vergrößerungsglas genauso als genuin politische Aktion begreifen.

Während Leute wie Occupy-Cheftheoretiker David Graeber weiterhin fröhlich die Trommeln rühren für basisdemokratische Teilhabe, »Direkte Aktion«, sehen Franz Walter und seine Kollegen vom Göttinger Institut für Demokratieforschung die Protestkonjunktur der vergangenen Jahre, die in der Occupy-Bewegung gewissermaßen kulminierte, nicht ganz so idealistisch. In ihrer Gesellschaftsstudie *Die neue Macht der Bürger* diagnostizieren sie erhebliche Reputationsverluste der alten Integrationskräfte – Parteien, Gewerkschaften und Verbände. Nicht zuletzt infolge des gegenwärtigen Krisenhoppings, des fliegenden Wechsels von Wirtschafts-, Banken- und Schuldenkrisen scheint eine »Misstrauensgesellschaft« gewachsen, die man mit Vorsicht betrachten muss, weil es zurzeit keine praktikable Alternative zur Repräsentationsdemokratie gibt. Bürgerbegehren und -proteste sind unabdingbar, weil sie die Demokratie weiterentwickeln, erneuern und an gewandelte Verhältnisse anpassen. Aber ein komplexes Kollektiv lässt sich basisdemokratisch, womöglich noch nach dem Konsensprinzip, schlicht nicht mehr regieren.

Und noch etwas kann Franz Walter nur mit Argwohn beäugen. Die neuen Protestbewegungen sind tatsächlich »bürgerlich« – ausgerechnet der pensionierte Ingenieur ist denn auch der am häufigsten anzutreffende »Protestarbeiter«! Das heißt, die unteren Schichten werden viel zu selten erreicht. Basisdemokratische Partizipation ist heute mehr denn je abhängig vom Einkommen und Bildungsgrad. Man muss sich den Spaß halt leisten können, zeitlich und auch monetär. Und vor allem sollte man genügend Optimismus und Selbstvertrauen eingepflegt bekommen und »Selbstwirksamkeit« erlebt haben, um an den Erfolg seines Engagements glauben zu können. Kinder aus prekären Verhältnissen machen in ihrer Entwicklung eher andere Erfahrungen. »Die neue Partizipationsdemokratie«, lautet denn auch Walters bitteres Urteil, »fördert keineswegs die zivilgesellschaftliche Integration, sie öffnet vielmehr die Schere zwischen ›unten‹ und ›oben‹ noch mehr, vertieft also die soziale Ungleichheit, statt sie einzudämmen.«

In diesem Punkt bildeten die Occupy-Camps gelegentliche Ausnahmen. Hier schmiedeten junge Bildungsbürger tatsächlich einmal Bündnisse mit den Randständigen der Gesellschaft. Und zwar erstmals in der bundesdeutschen Protestgeschichte. Bei den Protestmärschen der Gelbwesten in Frankreich beteiligten sich ebenfalls Menschen aus allen sozialen Schichten, so gehörten bereits zum ursprünglichen Initiatorenteam eine Bankangestellte, ein

Fernfahrer, eine Hypnotherapeutin und eine Krankenpflegerin. Hollywood hätte kaum besser casten können. Ein Anfang also ist gemacht!

DÖRFLICHE WIDERSTANDSNESTER

»Landlust ist albern. Gartenliebe ist regressive Kapitalismuskritik«, schrieb Julia Seeliger vor einiger Zeit in der *taz* in knallharter Verlautbarungsparataxe, die keine syntaktischen Ehrenrunden mehr nötig hat, die einfach nur klipp und klar sagt, was die Stunde geschlagen hat. Das nämlich: »Gerade jetzt in der Krise macht der Kapitalismus nicht gerade einen vertrauenswürdigen Eindruck. Da wollen viele einfach nur weg. Der Garten als Übersprungshandlung. Das neue Biedermeier. Für Ausgebrannte, die eigentlich Probleme in ihrem Leben lösen sollten. Oder eben Probleme als Normalität anerkennen. Die Probleme des Kapitalismus, die sollte man hingegen kritisieren und angehen ... In den Garten flüchten ist auch keine Lösung.«

Ach so, ja. Aber das lustvolle Einkaufen in Supermärkten (»Auswahl ist was Tolles«) und das Schreiben von staketenzaunkritischen Staccatokolumnen schon? Ich bin mir nicht ganz sicher, aber könnte es nicht sein, dass der Versuch, sich durch das Anlegen eines Nutzgartens wenigstens teilweise selbst zu ernähren, ein kleines Stückchen mehr Autonomie produziert? Ein kleines bisschen mehr an Unabhängigkeit gegenüber den globalen Marketendern, die ihre Produkte von der jeweils anderen Seite der Welt herankarren und dabei riesige CO₂-Fußabdrücke hinterlassen? Und könnte man nicht genau dies ganz pragmatisch, körperlich, schwitzend als



Wendland, Pfingstmarkt
Foto: Otto Kiehn

»Angehen« der »Probleme des Kapitalismus« bezeichnen? Ehrlich gesagt, mir ist das auch zu viel Arbeit, aber ganz so versnobt verächtlich machen kann man das nicht. Zumal es solche Erdbeeren, wie sie der kleingärtnernde Pfundskerl von einem Nachbarn gelegentlich über den Zaun reicht, im Supermarkt schlicht nicht zu kaufen gibt.

Polemik ist meistens unterkomplex, aber diese ist es in besonderer Weise, weil sie hier einen Provinzpopanz mit dicken Borsten auspinselt, den es gar nicht mehr gibt, nur noch als Stereotyp. »Gewiss beackert man seine Scholle dort, wo es kein Handynetz gibt, erledigt sich zumindest das mit der Informationsüberflutung von selbst. Für kurze Zeit. ›Ich bin dann mal weg‹ – okay. Und nach ein paar Tagen bist du dann eben wieder da. Alles wie zuvor. Glückwunsch! ... Gegen die Übel des Kapitalismus, da hilft Ignorieren nicht. Und der Garten, der ist da nur Opium fürs Volk.«

Welcher amerikanische Wissenschaftler hat denn bewiesen, dass die neuen Laubenzieper ihr politisches Urteilsvermögen an der Gartenpforte abgeben? Und wer hat denn überdies befohlen, dass Garten und Internet ein nicht aufzulösender Widerspruch sind? Die Gartenbesitzer, die ich kenne, lassen ihr Laptop laufen, um nach dem Lockruf der Radieschen flugs weiterzuschreiben an ihren flammenden Pamphleten wider die Diktatur des Marktes. Den aktuellen *Spiegel*-Katastrophenticker zu frequentieren. Oder bei einem weißrussischen Musiktorrent den heißen Scheiß von Übermorgen

zu rippen. Das geht! Man muss als Gemüsegärtner nicht mehr zwangsläufig »weg« sein. Vielleicht kann man es gar nicht mehr, selbst wenn man es sich sehnlichst wünscht.

Julia Seeliger stellt hier noch einmal eine Schlacht von vorgestern nach. Anfang der 70er Jahre, als mit dem Ausbleiben der Kulturrevolution das Landkommunenmovement ein praktikabler Ausweg zu sein schien, schwenkten linke Metropolisten ebenfalls mit dem Banner »Eskapismusverdacht«. Das war schon damals meistens dummes Zeug, denn die Stadtflüchtigen haben in ihrer Diaspora nicht plötzlich aufgehört, sich politisch zu äußern. Im Gegenteil, den Einfluss dieser linken Intelligenzija bei der Transformation und kulturellen Urbarmachung des platten Landes kann man gar nicht hoch genug einschätzen. Und dass nicht einmal Provinz und aktive Opposition ein Widerspruch sein müssen, jedenfalls nicht zwangsläufig, zeigt ganz eindrücklich das ewige Widerstandsnest Wendland.